Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 11

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Literatur des Aktivdienstes

Mars regiert die Stunde. Ob wir es wollen oder nicht, unser aller Denken ist auf eine andere Ebene verschoben worden. Viele von uns weilen mehr im Dienst als zu Hause. Aber auch zu Hause sind wir nie ganz zu Hause. Die Pikettstellung ist keine reine Verwaltungsmassnahme. Sie liegt uns dauernd im Gefühl. Wir bleiben Soldaten auch im Bürgerkleid.

Dies Schicksal trifft die Federgewaltigen ebenso wie die andern Eidgenossen. Journalisten, Schriftsteller, Dichter — alle sind aufgeboten, alle tun Dienst oder Hilfsdienst. Aber deswegen haben sie auf ihre Feder nicht verzichtet. So schreiben sie jetzt vom Heere aus und über das Heer. Und dazu viele andere. Nicht Federgewaltige. Die aber durch den blinden Würfel des Schicksals vorübergehend Anschluss an die Gilde erhalten haben.

Es ist etwa anderthalb Jahre, seit die Armee im Felde steht. Eine lange Zeit und eine kurze Zeit! Lang genug, um einen vorläufigen Niederschlag des Erlebnisses zu erlauben, zu kurz, um die Eindrücke zu wesentlichen Werken ausreifen zu lassen. Das Ergebnis ist eine Literatur, die als Ganzes noch stark in der Journalistik steckt, in der doch aber auch schon diese und jene dichterische Gestaltung als geglückt verzeichnet zu werden verdient.

Ihren ungelecktesten Niederschlag fand die Mobilisationszeit wohl in jenen internen Erinnerungsbüchern, wie eines beispielsweise die Feldbatterie 42 herausgegeben hat (Feldbatterie 42. Ein Jahr Aktivdienst. Buchdruckerei Jak. Villiger & Co. Wädenswil). Lt. A. Hauser hat von etwa drei Dutzend Kader und Mannschaften Beiträge gesammelt und verarbeitet, Lt. H. Haas schmissige Illustrationen beigesteuert. Aus allen diesen Beiträgen, so verschieden im Gewicht sie sein mögen, spricht der Stolz auf die Batterie, und auch der Nichtartillerist erhält eine Ahnung, was für ein komplexes Gebilde eine solche artilleristische Einheit darstellt. Schon weniger nur lebensunmittelbare Dokumente finden sich in den grossen Sammelwerken, die wir auf Weihnachten erhalten haben. Ein starkes, grossformatiges, broschiertes Heft heisst: Soldaten, Kameraden. Erinnerungsbuch an den Aktivdienst 1939—1940 (Verkehrsverlag A. G. Zürich). Für die Bearbeitung zeichnen Oberstlt. Max Barthell, Dr. Eugen Rimli und Julius Wagner. 51 Seiten Text bestehen aus 16 Aufsätzen. Dann folgen 128 Seiten vorzüglicher Photos. Bei den Aufsätzen interessieren vor allem die aufschlussreichen Auszüge aus Briefen und Tagebüchern von Fliegern, die seltene Einblicke in eine den meisten von uns unbekannte Existenzform gewähren. Ein noch viel prunkvolleres Erinnerungswerk hat der Vaterländische Verlag Murten herausgebracht. Es nennt sich Die Schweiz in Waffen. Grenzbesetzung 1939. Das Vorwort schrieb Bundesrat Minger, die Redaktion bleibt anonym. Das

folg
vor
vor

grossformatige, sehr solid eingebundene, 200 Seiten umfassende Buch ist mit 15 ganzseitigen, farbigen Bildern und zahlreichen, sehr sorgfältig ausgesuchten Photographien geschmückt. Im Gegensatz zu den im ganzen sehr sachlichen Aufsätzen des andern Erinnerungswerkes beherrscht hier das Kurzfeuilleton den Textteil. Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten, H. D., F. H. D. und Zivilisten, Frauen und Männer, schildern mehr oder weniger anschaulich, wie sie die harte Zeit erlebt haben und erleben. Auch hier sind die Beiträge sehr ungleich: neben eindrucksvollen Schilderungen von Schriftstellern, Berufsjournalisten, schreibgewandten Offizieren finden sich Verlegenheitsartikel von durchschnittlichem Schulaufsatzniveau. Doch versöhnt einigermassen die bildnerisch und typographisch ganz vorzügliche Ausstattung.

Nach den kollektiven Erinnerungsbüchern nun jene von einzelnen Verfassern. Hans Rudolf Schmid hat in Front-Rapport (Huber & Co. Frauenfeld) die Feuilletons gesammelt, die er als Presseoffizier des Generalstabes im ersten Dienstjahre da und dort veröffentlicht hatte. Der ehemalige Pressechef der Landi weiss flott und plastisch zu schildern. Wenn sein Buch dennoch etwas wenig persönlich wirkt, so liegt es wohl daran, dass sein journalistisches Können nicht selten in Konflikt geraten sein mag mit der Schweigepflicht, die ihm sein heikles Amt auferlegt. Am ansprechendsten sind darum wohl solche Partien, in denen das subjektive Moment ohnehin ausgeschlossen ist, wie etwa das Interview des Generals. Viel persönlicher als dieses Buch von der Front ist sein Pendant über den Hilfsdienst hinter der Front: Fritz Wartenweilers Buch „Ein Jahr mobilisiert" (Rotapfel-Verlag Erlenbach/Zürich). Wartenweiler schreibt in seiner eigenartig eifernden, ganz von ferne an Pestalozzi erinnernden Art über seine volksbildnerischen Bemühungen in einer Militärsanitätsanstalt. Es ist ein recht merkwürdiges Buch: formal erstaunlich unfertig und unausgeglichen, doch aber voller wesentlicher Einsichten und Ausbrüche. Man empfindet nach seiner Lektüre sehr stark, dass auf dem Gebiete der innern Front und der Organisation des moralischen Widerstandes gegen die logischerweise zunehmenden Ermüdungserscheinungen noch lange nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft worden sind, so sehr man sich an der Spitze für das Problem aufgeschlossen zeigt. Doch eben — Bern ist oft weit und der Dienstweg ist lang. Auch eine Reportage, aber eine dichterische, ist das Buch von Max Frisch: Blätter aus dem Brotsack (Atlantisverlag Zürich). Der Verfasser hat sich als Romancier bereits über sein Können zur Genüge ausgewiesen. Hier plaudert er von den Erlebnissen seiner Batterie in einem kleinen Tessinernest. Oh, es geschieht nichts Ausserordentliches! Aber die Art, wie er den Alltag des Tätels verzaubert, nimmt uns gefangen. Frisch bleibt auch im Soldatenrock ein subtiler Mensch, der Viertels-, ja Achtelstöne zu erlauschen vermag. Gewiss, es handelt sich nur um Impressionen, gelegentlich um Impressiönchen. Aber sie sind ausserordentlich mannigfaltig. Landschaftliches, Malerisches, Psychologisches, Charakterologisches, Ethisches — das folgt sich in kaleidsokopartigem Wechsel. Und hingetupft ist das alles — mit fast japanischer Zartheit! Merkwürdig,

wie
bleit
tör

wie die brutale militärische Substanz sich unter den Händen dieses Artilleristen zur Arabeske wandelt, zum Filigran, zum Ornament.

Da gerade vom Tessin die Rede war, sei die Uebersicht über die epische Produktion mit der Tessiner Soldatengeschichte des jungen Orlando Spreng: Rekrut Senzapace (Uebertragung von R. J. Humm. Büchergilde Gutenberg Zürich) begonnen. Strikte genommen, hat sie zwar mit dem Aktivdienst nichts zu tun. Sie stellt vielmehr die tessinische Ausgabe des Rekrutenentwicklungsromänchens dar, das uns für die deutsche Schweiz Robert Faesi im „Füsilier Wipf", für die welsche Robert de Traz in „L'homme dans le rang" schon vor Jahren geschenkt hat. Seltsam freilich, wie ganz anders die Kurve dieser Geschichte verläuft. Denn der Bergler Senzapace (der welsche und der Deutschschweizer Rekrut waren Städter) bringt es fertig, gar keine „Entwicklung" zu erfahren. Am Schluss ist er derselbe, der er immer war: ein Mensch mit einem riesigen Körper und einer kindlich guten Seele. Nur dass wir die Güte dieser Seele ganz allmählich erst erfahren, im Verlaufe seiner Reaktionen auf die Kameraden, die Unteroffiziere, die Offiziere. Da es also um keine innere Entwicklung geht, muss der Autor zum Vorwärtstreiben der Handlung das Schicksal bemühen. Und so erfährt diese Rekrutengeschichte ihre entscheidenden Partien dadurch, dass Senzapace beim Hindernisrennen den Knöchel bricht und viele Wochen im Spital zubringen muss. Am Schluss steht kein Avancement, ja nicht einmal ein Bekenntnis zum Dienst, sondern die Dienstuntauglichkeit und eine typisch gebirglerisch wortkarge Verlobung des sanften Riesen. Wir lieben das Buch ob seiner klaren Zeichnung der soldatischen Gegebenheiten und seiner liebenswürdigen Schilderung des tessinischen Menschen. Obschon uns allerlei derbe Spässe nicht vorenthalten werden, verliert der ruhig überlegene, oft etwas maliziöse Stil des Autors dadurch keineswegs an Niveau. Haften bleiben auch äusserst anschaulich präsentierte Originale, sowohl in der Kaserne wie im Krankenhaus. Und die prachtvollen Holzschnitte Aldo Patocchis, die dem Werke beigegeben sind! Der Aktivdienst hat bisher zweimal einen epischen Niederschlag gefunden. Der Journalist Peter Pee hat es unternommen, auf dem Hintergrund des Dienstes im Gotthardgebiet eine Liebesgeschichte zu schreiben. (Gotthard September 1939. Rascher Verlag Zürich). Der Kern des Buches besteht im gleichen Konflikt, den Felix Möschlins Wachtmeister Vögeli im ersten Weltkrieg durchzuringen hatte: ein Auslandschweizer rückt aus Amerika ein und gerät in Gefahr, ob eines appetitlichen Schweizermädchens seine ausländische Frau zu vergessen. Nur dass es bei Möschlin viel tiefer ging und sein ausgewachsener Roman noch mit der ganzen Problematik des helvetischen Staates und Menschen befrachtet war. Bei Peter Pee verwandelt sich die bedrohliche Affäre etwas allzu rasch in ein braves Idyll. Kaum hat nämlich der leichtsinnige Monteur die unverheiratete Schwägerin seines Kameraden ein paar Mal gesehen, so reist auch schon seine amerikanische Frau, die spürt, dass sie ein Kind bekommen wird, nach Europa. Sowie er von ihrer Anwesenheit hört, kommt er zur Besinnung und kehrt zu ihr zurück. Das

es
mit
frac'
a''

Urseli aber mit den blendend weissen Zähnen, „gross und regelmässig" (wie wenn sie diesen Artikel in Amerika nicht mindestens so gut führten), findet völligen Ersatz in einem Oberleutnant, der schon lange ein Auge auf sie geworfen hat. Das Buch gibt im übrigen allerlei lebendig gesehenes realistisches Detail: eine warme Schilderung des kleinbürgerlichen Haushalts der Eltern und der raschen Akklimatisierung der sympathischen Amerikanerin und natürlich, doch viel weniger glücklich, allerlei aus dem Dienst- und Kantonnementsbetrieb. Der Autor ist leider der Meinung, um Atmosphäre zu geben, sei es unumgänglich, das Hochdeutsche laufend mit schweizerdeutschen Brocken zu spicken. Hoffentlich wird diese neue Mischsprache unter den Erzählern nicht Schule machen. Vollgültig ist die epische Gabe, die uns Hans Mast auf den Tisch gelegt: Soldaten, Kameraden ... (Huber & Co. Frauenfeld). Das schmale Bändchen mit dem Untertitel „Vom Leben bei den Territorialen" enthält sechs kürzere Geschichten. Sie handeln von Kameraden, von denen jeder ein Schicksal hat. Wieviel daran ist Wahrheit, wieviel Erfindung? Wir wissen es nicht. Wir wissen nur dieses: dass hier einer mit behutsamen Fingern ans Geheimnis rührt. Vornehm wie die getragene Sprache dieses Territorialen ist der Seelenkern der Kameraden, von denen er spricht, oder es gewinnt doch das Edle in ihnen Macht über das andere. Soldaten, Kameraden ... ist ein liebes Buch, in dem die schwere Wirklichkeit des Lebens der Territorialsoldaten nicht verschwiegen wird, immer aber durchleuchtet und geadelt erscheint durch ein aus letzten Tiefen gespiesenes Kameradschaftsethos. Ein eigentlich besinnliches Buch möchte man das Werklein nennen.

Zuletzt sei von der Soldatenlyrik gesprochen, die der zweite Weltkrieg bis jetzt hervorgebracht hat. Hans Rhyn, der Berner, schenkte uns zuerst ein kleines Bändchen Kamerad! (H. R. Sauerländer & Co. Aarau) und kürzlich ein noch knapperes: Bist du bereit? (A. Francke A. G. Bern). Im ersten handelt ein Zyklus vom General, ein anderer von den Dingen, mit denen der Soldat zu tun, als da sind: Handschuhe, Notportion, Verbandpäcklein, Hosentaschen, Feldflasche usw. Die übrigen sind Impressionen vom Felddienst der Territorialen. Hans Rhyn besitzt die Gabe der knappen, pointierten Formulierung. Es ist viel männliches Ethos, bald verhaltener, bald bekennerischer, in diesen Versen, viel warme Menschlichkeit ebenso. Gelegentlich zeigen sie auch rhetorischen Schwung. Das zweite Bändchen schlägt andere Töne an. Der Dichter scheint den harten Tritt des Schicksals näher und bedrohlicher zu spüren. Das Genrehafte verschwindet gänzlich, um heroischen Tönen Raum zu geben. Bei den Ahnen sucht er die Kraft zum Widerstand. Wieder, wie früher schon, überfallen ihn Gesichte aus der Vergangenheit, die er in Balladen oder balladesken Liedern gestaltet. Mit „Am Morgarten" hebt es an: „Sie sind zu kämpfen, zu sterben bereit / Damit die Heimat lebe durch alle Zeit." Dasselbe Motiv wird abgewandelt in „Laupen", „Sempach", „St. Jakob", „Murten", „Neuenegg", „Nidwalden". Ganz besonders aktuell wirkt „Kornsperre" mit dem trutzigheldischen Schluss: „Durchs Urnerland grollt ein einziger Schrei: Wir hungern lieber und bleiben frei!"

Das Werklein, dessen Mahnung nicht ungehört bleiben soll, verhallt mit dem Stimmungsbild" Maschinengewehr im Bunker 1940." (Und leise klingt's: „Bereit." / Die Heimat soll leben durch alle Zeit!)

Gegenüber dem schweren Ernst des Berner Dichters mag die Ostschweizer Schalkhaftigkeit der Soldatenlieder von Max Mumenthaler (Weltwocheverlag Zürich) zunächst fast frivol erscheinen. Aber wir erinnern uns noch beizeiten, dass selbst im Kriege der Humor zum Soldaten gehört, ist er doch im Grunde nur der natürliche Ausdruck seines Kraftgefühls. Das hat wohl auch der General gemeint, als er einst sagte (wie man erzählt): „Un soldat triste est un triste soldat." Die Soldatenlieder Mumenthalers sind erstens dafür zu loben, dass sie wirkliche Lieder sind, und zweitens, dass sie ausserdem Volkslieder sind. Sie sind es in ihren einfachen, jahrhundertealten Motiven, und sie sind es in der Sprunghaftigkeit ihrer Assoziationen. Im übrigen wollen wir sie nicht ernster nehmen, als sie gemeint sind. Wären sie nicht so eminent sangbar, so hätten sie kaum so rasch ihre Komponisten gefunden (Broechin, Burkhard, Fassbind, Kammerer, Schoop, Rüegg).

Nur indirekt — aber in einem Masse, das uns Veteranen von 1914 im Innersten trifft — hängt mit dem heutigen Aktivdienst die letzte Schrift zusammen, die anzuzeigen ich das Vergnügen habe: Edgar Schumachers: General Wille (Der Weg zur kriegsgenügenden Miliz. Mit unveröffentlichten Briefen des Generals. Atlantis Verlag Zürich). Man weiss nicht, worüber man bei diesem Buche mehr staunen muss: über die gemeisselte Sprache und den tiefen Ernst des Herausgebers, die das Vorwort des hohen Generalstabsoffiziers zu einem literarischen Denkmal erheben, über seine vorbildliche und kluge Sorgfalt in der Auswahl der Briefstellen oder über die gebotenen, wahrhaft erschütternden Einblicke in die ungeheure Feindseligkeit, der Ulrich Wille seine Karriere abtrotzen musste, ja, die ihn noch darüber hinaus bis zu seinem letzten Atemzuge verfolgte. (Zur ewigen Schande gereicht es uns, dass der Weltkriegsgeneral am Ende seines Lebens rückblickend schreiben musste: „Als ich, der 50 Jahre lang für unsere Armee gearbeitet, vom Armeekommando zurücktrat, wurde mir von der Bundesversammlung die sonst immer gebräuchliche Entlassungsphrase: ‚Unter Verdankung der geleisteten Dienste' verweigert.") Lapidar fasst Schumacher den Zustand in der Truppenausbildung vor Wille zusammen: „Es ist der Soldat, der den Krieg gewinnt oder verliert. Diese einfache Wahrheit war uns gänzlich entglitten." Es ist Willes Verdienst, dass wir sie heute beherzigen. Möge sie uns nie mehr abhanden kommen! **Paul Lang.**

Welsche Chronik

Es erstaunt einen immer wieder, wie ähnlich die geistige Problemstellung heute ist in der französischen und in der deutschen Schweiz. Der Wert der Person, der Wert der natürlichen Ordnungen, der Wert des Unsichtbaren — das sind die Grundthemen, hüben und drüben. Wir

möchten unsern Bericht für diesmal auf Schriften politischen Einschlags beschränken; sie beherrschen momentan das Bild der welschen Buchläden... de la politique avant toute chose. Auch ist es unverkennbar, dass die Welschen gerade im Durchdenken unserer Politik bahnbrechend gewirkt haben; es ist hier systematischer nach einer „Philosophie der heutigen Schweiz" geforscht worden als in irgendeiner andern Gegend unseres Landes.

Denis de Rougemont: Mission ou Démission de la Suisse, Editions La Baconnière, Neuchâtel.

„Dies ist kein Buch", so lautet der erste Satz des Vorwortes; er erinnert an gewisse Vorträge, die wir in den letzten Monaten gehört haben, und die mit dem Satz begannen: „Es ist genug geredet..." Redner und Schriftsteller, sie alle spüren eine leise Unruhe, sie alle betonen es auf irgendeine Art, dass sie nicht „nur" ein Buch schreiben, oder Reden halten, oder nachdenken, nicht „nur". Für Rougemont liegt hier sogar das Kernproblem. „Kultur ist kein Luxus" — unsere Denker sind nicht „nur" Menschen, die sich in allen politischen, finanziellen, überhaupt praktischen Angelegenheiten als unbrauchbar erweisen; sondern sie sind die Einzigen, die uns dazu verhelfen können, unsere übermenschlich gewachsenen technischen Mittel auf menschliche Art zu brauchen — sie sind es, welche Generälen und Industriellen den Weg weisen müssen. Aber sie haben selbst „demissioniert", sie selbst haben sich von der Aufgabe der Völkerführung zurückgezogen und dabei die Phrase der Skeptiker als Entschuldigung gebraucht: dass die materiellen Gesetze vom Geist nicht beeinflussbar seien, sondern dass sie „leider" einen grossen, unabänderlichen Automatismus darstellten...

„Mission ou Démission" enthält ein halbes Dutzend Abhandlungen, meist Vorträge Rougemonts aus den letzten Jahren. Der Autor führt uns gleich in die grossen geschichtlichen Dimensionen des Abendlandes: individualistisches Griechenland, etatistisches Rom, und als Geschenk, als wunderbare Synthese zwischen freiem „Ich" und kollektivem „Staat", die ersten christlichen Kirchen. Ihre Struktur ist ausgesprochen föderalistisch: kleine lokale Zellen, wo der einzelne Mensch als freies Individuum respektiert wird — „es gibt weder Sklaven noch Freie, weder Juden noch Griechen" — wo er aber seine Freiheit nur braucht „um Gott besser gehorchen zu können", d. h. um den Andern zu dienen.

Im Mittelalter, besonders vom zwölften Jahrhundert an, geht diese zentrale Einheit von absolutem Individualismus und absolutem Kollektivismus, die eben ein Wunder darstellt, und als solches die Basis des normalen christlichen Staates bildet, mehr und mehr verloren. Die kollektiven Ordnungen — Volk, Handwerk, Familie, Orden, Stand — werden alleingültig; der Mensch als beziehungsloses Einzelwesen gilt nichts mehr. Gegen dieses neue „römische" Extrem steht dann wiederum die Renaissance als „griechische" Reaktion des Individualismus auf.

Was die Reformation anbetrifft, so möchte Rougemont sie durchaus als „zentrale", nicht als „individualistische" Erscheinung bewertet sehen. Je-

denfalls basiert auch sie auf dem föderalistischen Prinzip: lokale Zellen, „Gemeinden", bestehend aus Personen, deren jede durch ihre vocatio, ihre Berufung, von allen andern Personen abgesondert und zugleich allen andern Personen verpflichtet ist.

Der Föderalismus erscheint also als „die" christlich-protestantische Staatsform. Er ordnet die Menschen in Gruppen, welche nicht zu klein, nicht zu gross sind. Er scheint zugleich der einzig mögliche Ausweg zu sein aus der Alternative, vor welche sich heute Viele gestellt fühlen: sich selber bleiben, d. h. allein bleiben und nichts vermögen — oder etwas unternehmen, d. h. sich einer grossen Organisation anschliessen, d. h. sich selber aufgeben.

Wir haben hier nur eine — wohl die wichtigste — der leitenden Ideen umrissen. Das Buch imponiert durch seine klare Logik und seine wahrhaft europäische Weiträumigkeit. Wir möchten noch einen Leitspruch daraus festhalten:

„Die Schweiz ist klein; darum muss sie gross denken."

Denis de Rougemont: Qu'est-ce que la Ligue du Gothard? Editions La Baconnière, Neuchâtel.

Diese Broschüre ist gleichzeitig in deutscher Uebersetzung erschienen und scheint dazu bestimmt, ihren Weg durchs ganze Volk zu machen. Sie schafft sozusagen einen gemeinsamen geistigen Ausgangspunkt, indem sie das, was bis jetzt wichtig und gesichert scheint in der neuen nationalen Entwicklung, Jedem zugänglich macht. Auch hier handelt es sich also um eine Schrift für die gesamte civitas, nicht um die Erläuterung eines Sonderstandpunktes. Wir hoffen auf Kontinuität in dieser Art der Aufklärung — wir werden bald wieder eine solche Broschüre brauchen, stamme sie von Rougemont oder aus anderer Feder, welche die Gesamtheit des Volkes einen Schritt weiter machen lässt, indem sie die nächste Entwicklungsetappe in ebenso klarer, einfacher und für Alle verbindlicher Weise erklärt.

Gonzague de Reynold: Grandeur de la Suisse, Editions La Baconnière, Neuchâtel.

Was diesem Buch den Stempel aufdrückt, ist dies: „Die Geschichte — lokale, europäische, geologische Geschichte — hat etwas vor mit der Schweiz." Aufstieg der vergangenen Generationen, Appell an uns Lebende, Mahnruf in die Zukunft hinaus — alles was der schmale Band enthält, gründet sich auf diese feste Ueberzeugung.

Das ist ein gutes Fundament; darauf baut der Dichter sein Haus, das Haus der Schweiz, Haus voll Wärme und Licht, voll Grösse. Er ist ein Poet, darum singt er ein Epos eher als dass er ein Buch schreibt; sein Stil ist der Stil der Wiederholung, der Stil der eindringlichen Wiederholung und Beschwörung: „Mein Volk, an diesem Tag, vergiss es nicht!" Darum sagt er es auch gleich am Anfang: „Was soll ich geben? Innenpolitik? Das heisst, sich in einem Maulwurfshügel den Kopf einrennen. Landesverteidigung? Das heisst, stillschweigen und handeln. Wirtschafts-

das
ein
Sti'

interessen? Morgen sind wir arm, unsere Tische umgeworfen. Philosophie? Eisige Höhen; aber wir brauchen Wärme. Was bleibt uns noch? Es bleibt die Poesie."

„Grandeur de la Suisse" ist aus den „Emissions nationales" hervorgegangen, welche Reynold vergangenen Winter am Schweizer Rundfunk durchführte; es handelt sich also um eine lose Folge von Bildern, an Zahl ein schwaches Dutzend, als Ganzes eine Art „encheiresis poetica" der Eidgenossenschaft. All unsere Toten werden aufgerufen — nicht nur die aus den sechs Jahrhunderten eidgenössischer Geschichte, sondern auch die Frühern, Zähringer, Karolinger, Römer, Helveter und Pfahlbauer, sie alle, die an der Schweiz gearbeitet haben, die sie vorbereiteten ohne sie noch zu kennen. Denn der Pakt von 1291, Geburt eines neuen politisch unabhängigen Volkes, „ist wie die Frucht, die zum Reifen kommt. Es braucht einen Boden dazu, und einen Keimling im Boden; und Wurzeln aus diesem Keimling, und einen Baum aus den Wurzeln und aus dem Boden; und Zweige aus dem Baum, und Blätter aus den Zweigen, und Blüten im Frühling. Dann erst kommt die Zeit der Reife." Durch drei Jahrtausende ist die Schweiz „versucht" worden, durch drei Jahrtausende sind wir so fest mit diesem Boden verwachsen, dass „wenn man uns ausreissen wollte, käme die ganze Scholle Erde mit".

So steigen sie auf, Sankt Amadäus als Erstling, der Bischof von Lausanne, und die heilige Adelaïde von Payerne, erste Kaiserin des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation; und wiederum die Schweizergarde in den Tuilerien, und die Helden von Murten und von Neueneck; nicht chronologisch, sondern frei herausgegriffen aus dem Reichtum der Zeiten, sich drängend und verdichtend zu einem unsichtbaren und riesigen Volk rund um uns kleines Volk von heute, „lange Reihen von ihnen hinter jedem unserer Soldaten an der Front, ein Heer der Toten: mein Volk, hörst Du, rings um Dein hohes Haus, ihre Banner knattern im Wind?"

Reynold verarbeitet unvermerkt eine Masse kostbarer Einzelheiten aus schweizerischer Wort- und Namensgeschichte, Sachgeschichte, Personengeschichte. Wie geglückt die einfache Beschreibung des Schlachtgebets vor Murten! Wie geglückt die Parade der zweiundzwanzig Kantone vor dem Weihnachtsbaum, festlich und voll patriarchalischer Würde, L'Epiphanie des Louables Cantons. Welche Freude am blossen Namen eines Kantons, einer Gemeinde, eines Bergs — das Greyerz und das Wallis, Luzern, Basel, Zürich „unsere Grosstadt, ein Kopf der arbeitet, einer dieser Köpfe des Abendlandes — und Titlis, Tödi, Säntis, und fern, wie ein Halm noch aufsteht im gemähten Feld, die Scesaplana." Und dies alles getragen von der Liebe zum eigenen Landesteil, dem welschen, und zum eigenen Kanton, Freiburg! Freiburg! — „denn es gibt zweiundzwanzig Vaterländer in der Schweiz" — von der Liebe zum eigenen Dorf und zum eigenen Haus.

Es scheint uns: dies Buch ist wichtig, ja es kann entscheidend werden, wenn wir es ernst nehmen — wenn wir ganz persönlich auf seiner Höhe bleiben, bis in jede Tat und jede Stunde des Alltagslebens hinein auf der Höhe der „Grösse der Schweiz".

Gonzague de Reynold: La Suisse de toujours et les événements d'aujourd'hui, Editions La Baconnière, Neuchâtel.

War „Grandeur de la Suisse" ein hochgehaltener Gesang auf „das was ist", so will diese kleine Broschüre, wie der Autor sagt, „die Konsequenzen ziehen aus dem was ist". Was „ist" aber? Krieg, nicht Friede; die Schweiz allein und isoliert, nicht mehr eingebettet ins „europäische Gleichgewicht"; unsere wirtschaftliche Unabhängigkeit längst zu Ende. Es scheint uns wichtig und mutig, dass Reynold die heutige Umwälzung in ihrer ganzen Wucht sieht: Es handelt sich um eine Revolution, um den Aufstand der armen, unzufriedenen und kinderreichen Nationen gegen die reichen, zufriedenen und kinderarmen. Es ist wahrscheinlich, dass daraus ein imperiales und autarkisches Europa hervorgeht, d. h. ein Kontinent, dessen einzelne Staaten auf allerengste und einheitlich geregelte wirtwirtschaftliche Zusammenarbeit angewiesen sind. Es ist möglich, dass die Revolution solange dauert, bis Europa sich wieder nach Asien hin öffnet, „von dem es nur eine Landzunge ist", d. h. bis die Soviets im Abendland einbrechen. All diese Tatsachen scheinen uns nur ungeheuerlich, weil wir in einem Jahrhundert ungestörten „Fortschritts" vergessen haben, dass Geschichte rastlose Entwicklung, Kampf und Leiden heisst. „Unsere Väter haben uns ihren Frieden und ihre Prosperität hinterlassen; das ist unsere Schwäche geworden. Wir werden unsern Kindern unsern Kampf und unser Elend hinterlassen; das wird ihre Stärke sein."

Welches sind unsere Hoffnungen?

Unser Boden. Einundvierzigtausend Quadratkilometer, die im heutigen Krieg nur noch ein einziges Schlachtfeld abgeben würden, aber die nie endgültig aufgeteilt, nie endgültig in einem Grossreich einverleibt wurden, weil sie diese unverbrüchliche Bestimmung haben, am Knotenpunkt der Alpen „die Menschen zu einen durch eben das, was sie anderwärts untereinander trennt."

Unsere Geschichte. Seit 1291, und in unlösbarer Verknüpfung mit den grossen europäischen Krisen, sind bei uns drei Regierungsformen entstanden und zerfallen: die feudale, die patrizische, die liberale. „Die Regierungsformen vergehen, aber die Vaterländer bleiben." Das Tote müssen wir begraben, damit es das Lebendige nicht störe; politische „Rechte" und „Linke", begraben; alle Ideologien, begraben. Aber nicht „das Gedächtnis verlieren" — wissen dass eine Generation nicht Religion, Recht, Moral, soziale Beziehungen und eine ganze Denkweise aus dem Nichts schaffen kann. Das Regierungssystem des 19. Jahrhunderts verlassen ohne zurückzuschauen — um der tausendjährigen Seele des Landes besser gehorsam zu sein.

Als wichtigste Idee der Abhandlung erscheint uns etwas, was wir als „wirtschaftlichen Föderalismus" bezeichnen möchten. Der Einzelne soll nicht vom Staat abhängig sein, sondern sich selber durchschlagen. Aber er kann es nicht allein. Daher die Wichtigkeit der natürlichen Kreise, in welche das Individuum hineingehört: Familie, Hausgemeinschaft, Unternehmen, Berufsgemeinschaft; Gemeinde, Kanton, Landesteil. Diese Zellen aber können die grösste wirtschaftliche Selbständigkeit er-

tragen; „ein Dorf kann sich allein durchschlagen, ohne Subventionen, ohne verwaltungstechnische Hilfe aus dem Bundeshaus — ich versichere es Ihnen." Staatliche Bürokratie, jede Art administrativer Zentralisation kann nur dazu führen, dass die Schweiz schliesslich selber, als Ganzes, „zentralisiert" d. h. in einer noch viel grössern Organisation ertränkt wird. Unsere Widerstandskraft liegt nicht in einem einheitlich verwalteten Ganzen, sondern in der natürlichen Lebenskraft kleiner, unabhängiger Zellen. Der gemeinsam-schweizerische Verwaltungsapparat ist ein so teurer Luxus, dass wir ihn bald von selbst aufgeben werden.

Je grösser die wirtschaftlich-administrative Unabhängigkeit der Zellen, desto stärker muss die rein politische gemeinsame Autorität sein. Wir brauchen eine starke Zentralregierung — „eine die uns regiert und nicht nur verwaltet; eine die einen Plan hat, und ihn befolgt." Nur sie wird kraftvoll genug sein, um das Land voll mitarbeiten zu lassen in der neuen europäischen Wirtschaftsordnung, und es zugleich politisch unabhängig und unbeschnitten zu erhalten. Politische und geistige Zusammenfassung, Schliessung, Einheit — wirtschaftliche Selbstverwaltung und Unabhängigkeit aller Einzelzellen.

Kanton, Familie, Berufsgemeinschaft — wie stark diese drei Zellen, so stark die Schweiz.

Die Regierung stärken, die Einrichtungen behalten, die Menschen ändern.

„Es ist leichter, um des Landes willen zu sterben, als um des Landes willen selber anders zu werden."

René Leyvraz: Principes d'un ordre nouveau, Editions de l'Institut Romand d'Etudes Corporatives, Lausanne.

Auch Leyvraz drängt seine Ueberzeugung in einem schmalen Heft zusammen; es ist heute die Zeit der schnellgelesenen Broschüren, der „pamphlets", wie die Engländer sagen... Leyvraz beschränkt sich aber auf das Problem der Berufsgemeinschaft. Der historische Ueberblick, den er am Anfang gibt, zeigt vor allem klar, wie nach Verschwinden der Zünfte die Behandlung aller wirtschaftlichen und sozialen Probleme den politischen Parteien anheimfiel — Ausgangspunkt der heutigen Konfusion zwischen Ideenpolitik und Wirtschaftsinteressen. Die Mitglieder der bürgerlichen Parteien verfolgten unter dem idealen Kennwort „Patriotismus" das Ziel, ihr Geld zu behalten, sogut wie die Arbeiter unter dem idealen Kennwort „Marxismus" das Ziel verfolgten, die Löhne zu erhöhen und die Arbeitszeit zu beschränken. Eine ausgezeichnete Zusammenschau der grossen sozialen Theorien führt dann den Autor zu der konzisen Formel: Das Ich ersetzt Gott — Liberalismus; der Staat ersetzt Gott — Marxismus. „Gott im Geschäft", das scheint uns schon fast Blasphemie; so kommt es, dass mancher Geschäftsmann beim Eintritt ins Büro sein Christentum ablegt, „um es abends um sechs samt Hut und Mantel wieder anzuziehen".

Sobald ein Volk zu einer Nation von Einzelnen wird, in einen Staub von Individuen zerfällt, tritt der „Staubsauger Staat" in Aktion und

vermengt diese unverbundenen und daher schutzlosen Teile zu einem einzigen, gleichförmigen Kollektivum. Der einzige Ausweg aus der Alternative „Staat" oder „Ich" ist die Gruppe — wir sahen es bei Rougemont und Reynold — in diesem Fall die Berufsgemeinschaft. Zusammenschluss, innerhalb eines selben Berufes, der Unternehmer einerseits, der Arbeiter anderseits — Zusammenschluss der beiden Organisationen in der eigentlichen Berufs-„Gemeinschaft" — Beilegung von Streitigkeiten durch das paritätische Berufsgericht, dessen Entscheide Gesetzeskraft erhalten müssen — Zusammenschluss der verschiedenen Berufsgemeinschaften in der nationalen Wirtschaftskammer (welche Viele direkt an die Stelle des Nationalrates setzen möchten, als rein wirtschaftliche Behörde neben einem rein politischen Ständerat) — diese allgemeinen Postulate dürften hinlänglich bekannt sein. So verstanden, können die Berufsgemeinschaften die politischen Behörden ihrer wirtschaftlichen Aufgaben entbinden, wodurch die Vermengung von „Ideen" und „Interessen" behoben ist. Die Berufsorganisation ist vor allem das Instrument, mit dessen Hilfe die notwendige wirtschaftliche Umstellung des Landes von unten herauf und in Freiheit geschehen kann, statt dass sie der Geschäftswelt durch staatlichen Zwang auferlegt werden muss.

„Jeder soll Bürger seines Berufes werden, wie er Bürger seiner Gemeinde ist."

Ch.-F. Ducommun: Destin national et organisation professionelle, Editions de la Ligue du Gothard.

Etwas vom Wichtigsten, was auf dem Gebiet der Berufsorganisation geschehen ist, bedeutet sicher die Annäherung, die in letzter Zeit zwischen den verschiedenen Gruppen stattfand, deren jede auf ihre eigene Art für die Verwirklichung der Berufsgemeinschaft kämpfte. So finden wir die gleichen Ideen, die Leyvraz von den „Syndicats Chrétiens" darlegte, in noch gedrängterer und aktuellerer Form bei seinem Kollegen in der Bundesleitung des Gotthardbundes, dem Gewerkschaftssekretär Charles Ducommun. Zuerst wird am Beispiel Frankreichs gezeigt, dass Berufsorganisation eine Notwendigkeit darstellt, und nicht nur eine „manie des romands"... Die nationale Wirtschaft kann nicht ins Gleichgewicht kommen, wenn die einzelnen Unternehmen jedes für sich, ausserhalb des nationalen Wirtschaftsplans oder sogar gegen ihn arbeiten. International gesehen, ist der Uebergang vom freien Handel zur Planwirtschaft überhaupt schon vollzogen; minutiös ausgearbeitete Handelsverträge regeln den Güteraustausch zwischen je zwei Staaten. Diese internationalen Abmachungen zwingen aber auch wieder jeden der unterzeichnenden Staaten, seine nationale Wirtschaft aufs Genaueste zu überwachen und zu koordinieren; denn nur so kann er als Ganzes seinen mit dem Ausland eingegangenen Verpflichtungen wirklich nachkommen.

Diese nationale Koordination der Wirtschaft soll aber höchstens in ihren grossen Zügen vom Staat festgelegt, in allen Einzelheiten dagegen von den verschiedenen Berufszweigen selbst durchgeführt werden. Hier wird die „berufliche Mobilisation" des Einzelnen notwendig. Wir beklagen

sein
nier
gar

oft die Gleichgültigkeit und Teilnahmslosigkeit der grossen Mehrzahl der Bürger gegenüber der Landespolitik. Aber wenn der Einzelne sich wieder persönlich einsetzen soll für politische Angelegenheiten und Abstimmungen, muss er vorerst im Büro, in der Werkstatt, in der Fabrik, auf dem Bauplatz persönliches Interesse und persönliche Anteilnahme wiederfinden. Gerade der Arbeiter, der seinen marxistischen Zukunftsglauben verloren hat und dadurch zum desinteressierten Privatmann wurde, kann sich nur wieder neu dem Land geben und an seiner Politik Anteil nehmen, „wenn er auch von 8—12 und von 2—6 am Landesgeschick teilhat und eine persönliche Verantwortung trägt." Dies ist möglich, wenn Arbeiter und Unternehmer sich in der Berufsgemeinschaft zusammenfinden, um gemeinsam mit dem Staat das wirtschaftliche Schicksal ihres Sektors selber in die Hand zu nehmen.

Die Berufsorganisation

stellt momentan eines der zentralen Probleme welscher Diskussion dar. Die sogenannten Entretiens d'Oron, eine jährliche Zusammenkunft westschweizerischer Intellektueller aus verschiedenen Lagern, befasste sich dieses Jahr fast ausschliesslich mit dem Gotthardbund einerseits, und anderseits mit der Berufsorganisation. Die „Gazette de Lausanne" schreibt mit Bezug auf eine Zusammenkunft der „Korporatisten" in Lausanne: „Ihre Bemühungen stiessen überall auf Widerstand... Dann ist der Krieg gekommen, und seitdem ertönt das Wort in allen Kreisen: Berufsgemeinschaft!" Man hört sogar manch hämische Bemerkung über die „tard-venus", welche sich jetzt auf einmal diesen Problemen widmen und dabei die Leute gar nicht kennen, die schon längst dieses Ziel verfolgt hätten... Von gewerkschaftlicher Seite sind vor allem die Sondernummern der „Lutte Syndicale" (Bern, Organ der FOMH) über dieses Problem zu erwähnen. Wir schliessen unsern Bericht mit diesen Hinweisen, weil es — wenigstens im Welschland — den Anschein hat, als ob Verallgemeinerung und Ausbau der Berufsgemeinschaft der erste konkrete Punkt werden sollte, in welchem all die „in der Luft liegenden" Erneuerungsgedanken zusammentreffen und sich kristallisieren.

Kurt Sulger.

Hinweis auf Werner Bergengruen

Der neue Roman Werner Bergengruens „Am Himmel wie auf Erden"[1]) bedeutet die vorläufige Erfüllung eines nach Art und Rang in der jüngeren deutschen Dichtung seltenen Werkes. Wenn man zu Bergengruen kommt, mag es einem fast ein wenig ergehen wie einer der Hauptfiguren seines neuen Buches, die sich einmal „aus der Betrachtung der Weltgeschicke unvermutet auf jenen erhabenen Punkt des gewaltigen Ausblicks geleitet" sieht und eine „Erweiterung des Herzens" erfährt, „wie sie uns beim plötzlichen Aufreissen der den gestirnten Himmel verbergenden Wolkendecke gewährt wird." Jenseits aller bloss psychologischen Bemühung und unbehelligt von dem mystischen Gewölk, das auf weite Strecken der

[1]) Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 1940.

deutschen Literatur über den Geheimnissen von Volk und Erde lagert, fällt hier der religiöse Blick eines ursprünglichen Dichters auf die rätselvollen Verstrickungen, in denen sich die Geschichte von Welt und Menschen abspielt. Aus dem Willen zu dieser Distanz heraus liebt Bergengruen die historische Form. Geschichte erscheint nicht als malerische Kulisse, nicht als das Gewand eines bestimmten völkischen Geistes, sondern als unausweichliche Form menschlichen Daseins mit seinem Widerspiel einer zeitlichen und einer ewigen Bestimmung.

Typisch für Bergengruen ist denn auch das Handlungsschema des neuen Romans: Die grossen Gelehrten Deutschlands haben auf das Jahr 1524 die neue Sündflut prophezeit. Der gelehrte Berater und Arzt des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg kommt zur sicheren Erkenntnis, dass auf den St. Heinrichstag mindestens die Städte Berlin und Kölln von einem vernichtenden Wasserunglück bedroht sind. Unordnung und Unruhen sind zu befürchten und dieser Gefahr soll durch Geheimhaltung der kommenden Katastrophe und strenge Erlasse vorgebeugt werden. Und doch breiten sich unterirdisch Furcht und Schrecken aus, Mensch um Mensch wird unter die Bedrohung des wahrscheinlichen Wassertodes gestellt — von den Aussätzigen, den „Guten Leuten" im St. Georgspital, die auf das nahende Gericht ausschweifende Hoffnungen setzen, über Bürger, Kleriker, Hofleute hinauf zum Kurfürsten, dessen fürstlicher Entschluss, in unnachsichtiger Treue zu seinem Amt für den Fortbestand irdischer Ordnung zu sorgen, schliesslich ebenfalls zusammenbricht in der eigenen Flucht. Das hereinbrechende Unwetter verschont zwar die meisten, aber alle gehen verwandelt und geklärt daraus hervor, je nach der Würde ihres Standes und ihrer Person, am erschütterndsten der Kurfürst selber, dem es aus tiefster Lähmung und Erniedrigung gelingt, sich zu erheben und von neuem seines Auftrags gewiss zu werden.

Das eschatologische Ereignis der grossen Flut wird zum Prüfstein der Seelen, zum allgemeinen reagens, an dem die verborgene Natur des Menschen sichtbar wird in Schwäche und Grösse, Schuld und Treue. Ganz ähnlich ist ein früherer Roman Bergengruens aufgebaut, „Der Grosstyrann und das Gericht"[2]): Der Gewaltherrscher der Stadt Cassano hat seinen verräterischen Sekretär selber umgebracht; er lässt nun, um die Herzen seiner Untertanen zu prüfen, nach dem Schuldigen suchen und bringt durch seine Drohungen die ganze Stadt in vielfache Schuld und Verwirrung; aber mit der Lösung des Rätsels erfolgt auch eine sittliche Reinigung und eine Erkenntnis vom geheimnisvollen Zusammenhang von Sünde und Gnade, der sich der Tyrann selber demütig unterzieht.

Meisterhaft ist Bergengruens Kunst, um den Mittelpunkt einer solchen Versuchung herum die Schicksale ganzer Menschengruppen aufzubauen und in tiefsinnige Beziehungen zu einander zu setzen. Mit unerschöpflichem Erfindungsreichtum knüpft er ein Gewebe von Schicksalsfäden, die zusammen ein bedeutungsvolles Gleichnis, eine „Figur" der göttlichen Schicksalsordnung ergeben. Da erscheint Bergengruen als der Erbe einer Kunstübung und Kunstauffassung, wie sie im Jahrhundert des Barock le-

[2]) Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 1936.

bendig war. Er begnügt sich nicht damit, die Welt in einer Seele zu spiegeln, sondern erhebt sich zu einem Standpunkt, aus dessen Perspektive die verworrenen Lebenslinien zum geordneten Bilde, zu einem Kosmos der Vorsehung zusammentreten und Sinn und Herrlichkeit auch der geschichtlichen Schöpfung erweisen.

Die königliche Leidenschaft des Dichters, das Weltgefüge als Ganzes abbilden und deuten zu wollen, findet ihre Verkörperung in verschiedenen Hauptgestalten von Bergengruens Romanen. Am deutlichsten beim Grosstyrannen mit seiner fast ästhetischen Neigung, Schicksale zu erforschen, Seelen zu prüfen und die sittliche Vieldeutigkeit so mancher menschlicher Handlungen zu durchleuchten. Demütiger steht der Kurfürst über dem Schicksal seiner Untertanen, über die er gesetzt ist mit dem fast übermächtigen Auftrag, eine Ordnung in der Geschichte weniger zu erkennen als im unbestechlichen Regieren und Richten zu verwirklichen oder wenigstens zu repräsentieren. Um die Erkenntnis bemüht sich dagegen sein Arzt und Hofastrolog, der Doktor Carion, der die Geschichte des Reiches und die Lebensläufe einzelner Menschen in ihrem Zusammenhang mit den Ordnungen der Gestirne verfolgt. Eine Art Gegenspielerin zu der grossartigen Gestalt des Kurfürsten ist die wendische Magd, die aussätzige Worschula, die in ihrer magisch verzauberten Seele mit den Mächten der Unterwelt verkehrt und die Wassergeister heranführt zu ihrem Werk der befreienden und vernichtenden Rache. Ein zum Zerrbild entarteter Vermittler und Mitspieler der göttlichen Vorsehung ist im Roman „Der Starost"[3]) die Gestalt des Alchemisten Przegorski; die Freude am Schicksalsspiel ist hier zur trüben Gier eines berufsmässigen Intriganten geworden, der den Stein der Weisen, das Gold, im Experiment mit Menschen findet, im betrügerischen Binden, Lösen und Kombinieren menschlicher Geschicke.

Den Gesamtbildern der drei Romane gegenüber erscheinen die zahlreichen Novellen Bergengruens als Skizzen und Teilansichten. Sie bieten in oft sehr kurzer und gedrängter Formulierung alter und neuer Novellenmotive sozusagen einzelne Linien und Chiffern. Besonders erwähnt sei der herrliche Zyklus „Der Tod von Reval"[4]). Das Kurvenspiel von Lebensläufen ist hier fortgesetzt und tiefsinnig-grotesk kontrastiert in den Geschichten von Toten. Es wird berichtet von allerlei Leichen, die auf grausige und zugleich tröstliche Weise ihre Schicksalsbahnen weiterlaufen und ihrem früheren eigenen Leben oder dem Geschick Fremder neue Wendungen und Korrekturen anfügen. „Der Tod von Reval" ist sicher eines der originellsten und in seiner Mischung von humorvoller Weisheit und grausiger Groteske überlegensten Bücher der letzten Zeit.

Bergengruens Ueberzeugung von der inneren Ordnung auch der verworrensten Welt wird besonders deutlich an seiner Verwendung des astrologischen Motivs. Die Astrologie bedeutete den Jahrhunderten von Renaissance und Barock mit ihrem Bild einer geschaffenen endlichen Welt die

---

[3]) Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 1938.

[4]) Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 1939.

berauschende Möglichkeit, den Kosmos der geschichtlichen in den Kosmos der natürlichen Schöpfung einzugliedern, indem sie die genaue Entsprechung der irdischen Ereignisse mit den Bahnen der himmlischen Gestirne statuierte. Sehr schön versteht es Bergengruen, diesen Gedanken zur Ordnung und Klärung der geschilderten Begebnisse heranzuziehen. Der Kurfürst und sein Berater schöpfen immer wieder aus der Betrachtung des Himmels Wissen und Kraft und die Erhebung, die aus dem Bewusstsein einer himmlischen Bindung quillt.

Denn in keiner Weise wird dadurch die sittliche Verantwortung fatalistisch eingeschränkt, denn diese fusst gerade auf dem Willen zur Befolgung der göttlich vorbestimmten Möglichkeiten. Damit ist ein innerstes Thema von Bergengruens Dichtung berührt: die sittliche Aufgabe des Menschen, sein Inneres dem vorgezeichneten Wege zu versöhnen, „dem göttlichen Willen eine Stätte im eigenen Willen zu bereiten" und so auf Erden der himmlischen Bestimmung treu zu bleiben, das irdische Schicksal als ein gerechtes und ewig verordnetes anzunehmen. Schon der erste Roman, in dem der Dichter noch nicht völlig zu sich selber gefunden hat, „Der goldene Griffel"[5]) gründet auf dem ebenso simpeln und populären wie tiefsinnigen Gedanken, dass für jeden Menschen eine himmlische Buchführung bestehe, die er selber so schreiben kann, wie er sie einst lesen möchte. Es erweist sich, wie dies nicht möglich ist auf dem Wege eines doppelbodigen Daseins, das rechtet und vergleicht und sich verführen lässt zu Umwegen und Hintergedanken, sondern nur in der furchtlosen Uebernahme eines Teils von der Schuldsumme der Schöpfung, nur im Zusammennehmen der himmlischen und irdischen Vita zu einem einfältigen und starken Leben. Wieder ein Ausschnitt aus dem Problem der inneren Rechtfertigung menschlichen Daseins ist unter dem Gesichtspunkt „Gemüt und Schicksal" in der dichterischen Lebensgeschichte „Herzog Karl der Kühne"[6]) dargestellt. Das erfüllte Schicksal erscheint als Ausdruck eines Gemütes, das sich selber treu geblieben, das in sich selber seinen zuverordneten Sinn wahrgenommen hat. Die tiefste Verführbarkeit, der Bergengruen bei seinen Gestalten nachgeht, liegt dort, wo ein Mensch aus Furcht abweicht und abirrt von seinem inneren Auftrag, der nur ihm allein zu leben gegeben ist. Fast überhart wird dies an der Figur des „Starosten" deutlich, der um seines Sohnes willen seinen geraden und herrischen Charakter verleugnet und damit irregeht, obwohl er den Sohn gerade durch diesen Charakter ins Verderben getrieben hat. Dass der Mensch „seinem Schicksal gegenübergestellt werde, zur Bewährung oder Beschämung oder dass Kräfte und Besinnungen in ihm wachgerufen werden, die vorher nicht da oder doch nicht beweglich waren" — das ist nach der zarten Novelle „Der spanische Rosenstock"[7]) der heimliche Sinn von all dem, was er erstrebt und erleidet.

---

[5]) Georg Müller, München 1931.

[6]) Drei Masken Verlag München 1930.

[7]) Soeben in hübscher Ausstattung erschienen im Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen 1941.

„Fürchtet Euch nicht" heisst das Motto des neuen Romans. Die Furcht ist es, die allem ungelösten und irrenden Menschenwesen zugrundeliegt, gerade das Bedürfnis nach Sicherung trägt Lüge und Unsicherheit heran. Die Furcht ist das unheimliche, überall lebendige Grundwasser, aus dem Drohung und Verderben über die brandenburgischen Städte kommen. Es gibt nur den Verzicht auf die Sicherung. „Nur wer sein Leben verlieren will, der wird es gewinnen, und im Urteil des Schicksals eine vielleicht nicht mehr erwartete Gnade finden". Und so hat Bergengruen auch eine Neigung zum leidenschaftlichen Leben — eines seiner Novellenbändchen nennt sich „Die Leidenschaftlichen"[7]). Der Leidenschaftliche lebt rückhaltlos, ungesichert, aber er wahrt auf seine Art und um den Preis der Schuld Charaktertreue und verwirklicht die geradlinige Einheit von Wille und Schicksal.

Bergengruens Lehre von der Verlässlichkeit, Rechtlichkeit und Ordnung der Schöpfung wäre bei allem Scharfsinn der dichterischen Gestaltung nicht zwingend, wenn sie nicht auch sonst unwillkürlich zum Ausdruck käme. So sehr Bergengruens Bücher sittliche Experimente und Exempel sind, so sehr sind sie auch erfüllt von einer leidenschaftlichen Lust an der bunten Vielfalt und dem gestaltenreichen Wandel der geschichtlichen Dinge, so sehr vermitteln sie auch die unverlierbare Freude und Sicherheit eines lebendigen Lebens. Das Exempel wird nur so ergreifend, weil in ihm Reichtum und Vieldeutigkeit der Erscheinungen sichtbar werden wie die Farben im Spektrum. So erweist sich der alte Tatbestand, dass beides untrennbar zusammengehört: der sichere und richtige Besitz irdischer Wirklichkeit und ihre überlegene religiöse Deutung und Ueberwindung. Um den „Tod von Reval" zu dichten, braucht es einen ebenso lebensstarken wie religiösen Geist. Das zeigen besonders auch die wundervollen Gedichtbände[8]). In der Kraft und Innigkeit ihrer Verse vermögen sie gerade aus der Unmittelbarkeit des glänzenden oder unheimlichen Wirklichen das ewige Sinnbild aufleuchten zu lassen. Die „Rose von Jericho"[9]) enthält die Erzählung eines Patrouillenrittes; das feindliche Feuer überfällt plötzlich die Reiter und lässt sie zurückgaloppieren um ihr Leben; und nun:

Mittenhin ins Ackerland verschlagen
Stand ein wilder Birnbaum, reich an Last,
Und ich riss mir im Vorüberjagen
Ein gefärbtes Blatt von seinem Ast.
Meinte alle Welt in ihm zu fassen,
Geister, Sterne, Pflanze, Stein und Tier.
Lachend habe ich es fallen lassen:
Fort das Blatt! Die Welt war heil in mir!

Bergengruens Dichtung enthält eine Welt, die in diesem Sinne heil ist. Darum vermag sie auch in solchem Mass zu überzeugen und zu erheben.

Max Wehrli.

---

[8]) Hanseat. Verlagsanstalt Hamburg 1939.

[9]) Die Rose von Jericho. Verlag der Rabenpresse Berlin 1936.
Die verborgene Frucht, ebenda 1938.

Inter arma Caritas

Noëlle Rogers Geschichte des Roten Kreuzes

Noëlle Roger, „Une Lumière sur le monde". La Croix rouge international. Payot, Lausanne, 1939

Vor kurzem ist, von ehrlicher Begeisterung eingegeben, ein Leben Henri Dunants erschienen, das den Titel trägt: „Der Roman des Roten Kreuzes". Das Buch hinterlässt vor und nach allen andern Eindrücken das Bewusstsein: Gott sei Dank, ist das Rote Kreuz Geschichte, nicht Roman. Nur so ist es das „Licht über der Welt": als Wirklichkeit der Liebe, als Gegenwert des Kreuzes inmitten unserer Welt des Grauens.

„Une lumière sur le monde": so nennt die Genfer Dichterin Noëlle Roger ihre Geschichte des Roten Kreuzes. Oft hat sie uns mit ihren phantastischen Geschichten, die Wahrheit und Traum der Zukunft kühn vorwegnahmen, spannend unterhalten, geistreich angeregt. Heute wendet sie sich, dankbar ergriffen, dem schönsten Werke ihrer Genfer Heimat zu: die Tat der Liebe ist das Licht der Erde.

Von den Vorläufern geht der Weg zu den Gründern: dann sehen wir das Rote Kreuz die Welt erobern, in Krieg, Scheinfrieden und neuer Not sich bewähren.

Bilder begleiten, Grundtexte und Anmerkungen erläutern die drängende Erzählung.

Die Vorläufer werden bis in graue Vorzeit verfolgt: das Gleichnis des Roten Kreuzes weist auf die göttliche Eingebung, dessen sich der Gründer voll bewusst gewesen ist. Denker und Wohltäter haben dem grossen Werke vorgearbeitet: Noëlle Roger, die begeisterte Jüngerin Jean Jacques, hebt mit besonderer Freude die Gestalten Rousseaus und des Generals Dufour hervor, auch die Florence Nightingales, die der Gräfin Gasparin, die wie der Verfasser des Contrat Social und wie der eidgenössische Feldherr im Sonderbundskrieg aus der Rhonestadt stammte.

Sehr anschaulich wird Henry Dunants Weg zu seinem grossen Ziel geschildert; übrigens ohne jede Pedanterie: sogar das Geburtsjahr muss der Leser erschliessen. Geschäfte führen ihn auf die Spur Napoleons III. und mitten in das Grauen von Solferino. Da erwacht im Mann der Zwecke der Mensch des Herzens: er hilft auf der Stelle, und er sendet später das Bild, das in seiner Seele fortglüht, in seinem „Souvenir de Solferino" in die Welt und mitten ins Gewissen der Menschheit.

Andere haben ihm geholfen, den Traum zum Leben zu machen: General Dufour, der Jurist Moynier, die Aerzte Appia und Maunoir. Diese fünf Eidgenossen bilden als Erste das Internationale Comité des Roten Kreuzes, und die Genfer Konvention von 1864 gibt dem weltweiten Werk die dauernde Grundlage.

Was das Rote Kreuz von da an in der rasenden Folge des Krieges geleistet, wie es auch zwischen den Kriegen nicht gerostet, in welchen Männern — wie Gustave Ador, Frédéric Ferrière, Max Huber — es sich besonders stark verkörpert hat, wie nach dem letzten grossen

Krieg die Arbeit zwischen dem Internationalen Comité und der Liga der nationalen Organisationen verteilt worden ist und wie in diese Jahre des Unheils, die wir erleben, bis in diesen blutigen Herbst dem Roten Kreuz neue gewaltige Aufgaben erwachsen sind: all das soll hier nicht nacherzählt werden. Aber dankbar und ergriffen, zur lebendigsten Teilnahme aufgerufen, lesen wir es, Altes und Neustes, bei der Dichterin nach. Mit fühlbarer Freude dient sie dem Werke, das grösser ist als alle Dichtung.

„Le front de la charité tiendra." Das Pathos, das in diesem Bilde liegt, weist schlagend auf den Kern des Werks. „Krieg dem Kriege": das heisst nicht neue Trümmer auf die alten wälzen, sondern selber der Liebe leben.

Das Buch vom „Licht über der Welt" ist der Dichterin leuchtendstes Werk geworden. Das Herz der Genferin, der Schweizerin, des gläubigen Menschen schlägt in ihm. Es ist das Buch des Tages: nicht allein, weil es von der Not der Stunde spricht, sondern weil es über dem Dunkel das Licht verkündet. Denn die Liebe höret nimmer auf.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.
Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.
Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier (abw. im Militärdienst)
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031
Inseratenverwaltung Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland

EMIL MEYER • Feine Herrenschneiderei

Sport- und Reitkostüme für Damen und Herren

Sihlstr. 3
Cityhaus

ZÜRICH
Telefon 3 51 86

Spo.
726
Sihls'